Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 163 (1890)

Artikel: Zweierlei Kinder
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656485

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Genug der traurigen Bilder aus unserm modernen Kulturleben, genug der Klagen, bringt uns lieber Vorschläge zur Abhülfe! Ja, das wäre freilich das Wichtigste, ist aber auch das Schwierigste. Zahllos sind die Vorschläge und die Versuche, die schon gemacht worden sind, in der Schweiz sowohl, wie im Auslande, um dem Unwesen zu steuern, aber wirklich Abhülfe zu schaffen, ist noch nirgends gelungen. Die Gründe, welche diese Abhülfe erschweren, sind großentheils dieselben, welche wir schon Anfangs als der Fortexistenz des Schwindels günstig erwähnt oder angedeutet haben. Der Reiz des Geheimnißvollen, der den Wunderdoktor umgibt, die Sympathie, die dem Mann aus dem Volke sich zuwendet, der mit scharfem Blick schon dem Gütterli mit Wasser ansieht, was der studirte Arzt mit langer Untersuchung kaum herausbringt, all' das trübt den Blick, verwirrt die Urtheilskraft der Menge, welche die mit kühner Frechheit ohne jede Begründung aufgestellten Behauptungen gläubig aufnimmt, die sorgfältigen Untersuchungen des Arztes dagegen mit Zweifeln begleitet. Dagegen ist das einzige Mittel Aufklärung, Bildung! Auch hier gilt das Wort „Volksbildung ist Volksbefreiung", Befreiung aus dem Banne eines Restes mittelalterlichen Aberglaubens, der zum Schaden der Gesundheit, der Moral und des Wohlstandes des Volkes immer noch nicht ausgestorben ist.

Ein weiteres Hemmniß bildet der Mangel einer einheitlichen Gesetzgebung auf dem Gebiete des Medizinalwesens. Was nützt es, wenn hier eine städtische Gesundheitsbehörde Warnungen vor diesem und jenem Geheimmittel erläßt, dort eine kantonale Regierung das Annonciren solcher verbietet, wenn die Zeitungen anderer Kantone von solchen Reklamen strotzen? Was nützt es, wenn der eine Kanton den Kurpfuscher bestraft, während die Nachbarregierung denselben unter ihre Fittige nimmt? Hier gibt es nur eine Möglichkeit der Hülfe! Eidgenössische Medizinalgesetzgebung! Hoffen wir, daß dieselbe nicht mehr allzu lange auf sich warten lasse, und hoffen wir, daß Aufklärung und Belehrung es dahin bringe, daß eine solche bei ihrem Erscheinen vom ganzen Volke mit Begeisterung begrüßt werde, handelt es sich doch um das höchste irdische Gut, die Gesundheit! E. M.

Zweierlei Kinder.

Lieber Bote, einen freundschaftlichen Gruß zuvor! Ich weiß, daß du gelegentlich mitten unter deine Historien und Witze gerne auch etwas Ernsteres aufnimmst, das zu Nutzen und Frommen deiner Leser sein mag. Etwas derart, das namentlich die Jugend angeht, möchte ich dir hier erzählen. Es ist nicht erfunden.

Es war im vergangenen Winter. Da kam eines Abends ein wohlmeinendes, ärmeres Fraueli zu mir und ersuchte mich, einer ältern, kranken und verlassenen Hausgenossin mich anzunehmen, die wohl nicht mehr lange zu leben habe. Ich ging hin. Das Häuslein, eins von denen, in welchen sich ärmere Leute zusammenfinden, lag etwas abseits von den stattlichern Wohnungen der Wohlhabenden am Nordabhang des Berges. Die Wohnung der Kranken, eine Stube und eine enge, schwarze Küche, durch welche man eintrat, war halb Keller, halb Erdgeschoß und jedenfalls ursprünglich nicht für diesen Zweck bestimmt. Bei meinem Eintreten fand ich die Frau in ein paar Bettstücken kauernd auf dem Tritt des schlechtgeheizten Ofens; ein zwölfjähriger Knabe machte beim schwachen Schein eines rauchenden Ligroinlämpchens seine Schulaufgaben. Ich vernahm nachher, daß dieser, seitdem die Krankheit eine so schlimme Wendung genommen, die Haushaltung besorgt habe, unter Beihülfe mitleidiger Nachbarn.

Es that der Armen wohl, für die Schilderung ihres Elends einen theilnehmenden Zuhörer zu finden. Seit zwei Jahren litt sie an einem Uebel, das sich mehr und mehr als unheilbar herausstellte. Anfangs konnte sie noch ihrem Verdienste als Näherin nachgehen. Mit Beginn des Winters aber versagten ihr die Kräfte und damit war Mangel und Noth eingekehrt. Ich fragte nach Verwandten, nach Angehörigen, die ihr helfen könnten. Der Mann sei im Welschen, arbeite in einer Fabrik. Er habe ihr von Zeit zu Zeit etwas geschickt, aber wenig mehr als den Hauszins. Doch könne sie nicht über ihn klagen; er sei selbst schon alt und habe nur kargen Lohn. Wie sie aber auf die Kinder zu sprechen kam, da floß sie von Bitterkeit über, und ich konnte ihr nicht Unrecht geben.

Sie erzählte mir, der älteste Sohn sei vor sechs Jahren in die Fremde gegangen und habe

seitdem kein Wörtlein von sich verlauten lassen. Todt sei er nicht; denn sonst wäre wohl irgendwoher Nachricht gekommen. Nie hätte sie gedacht, daß er einmal so an ihr handeln könnte. In der Schule sei er der Liebling der Lehrer gewesen, immer obenan, ein anschlägiger Kopf, wie wenige. Jedermann habe ihn gerühmt. Als sie von einer Nachbargemeinde in ihren jetzigen Wohnort übersiedelten, wollte ihn der dortige Lehrer nicht entlassen und meinte, er solle auch von da aus die alte Schule besuchen, damit diese bei den damals üblichen Austrittsprüfungen eine höhere Nummer bekomme. Nach der Admission kam er zu einem Mechaniker in die Lehre. Vater und Mutter sparten sich das Lehrgeld vom Munde ab, in der Hoffnung, später an ihm eine Stütze zu haben. Auch hier machte er rasch schöne Fortschritte. Als ein geschätzter Arbeiter ging er schließlich von Hause fort und auf die Walz. Und nun seit sechs Jahren kein Wort, keine Zeile, kein Zeichen der Dankbarkeit! Außer diesem Sohn sei noch eine erwachsene Tochter. Diese diene in einem großen Gasthof der französischen Schweiz und habe einen schönen Lohn. Bis vor Kurzem sei sie gut gegen die Mutter gewesen; alle Monate habe sie ihr einen Theil des Lohnes geschickt. Aber seit einiger Zeit sei auch diese Hülfsquelle nahezu versiegt. — Warum? — Das Mädchen habe das Heirathen im Kopf. Sie habe die Bekanntschaft eines Ausländers gemacht und seitdem wolle sie alles Geld an Zins thun. Auch reise ihr Liebhaber sie gegen die armen Eltern auf und sie verschäme sich ihrer. Auf letztes Neujahr habe die Mutter, obwohl schon schwer krank, nur auf einen eindringlichen Mahnbrief einer Nachbarin hin etwas von der Tochter erhalten. An diese Erzählung knüpfte sich ein herber Erguß über die Härte der jetzigen Welt im Allgemeinen und über die ungerathene Jugend im Besondern; letztere wisse gar nicht mehr, was sie ihren Ernährern schuldig sei.

Ich wandte ein, es gebe doch auch noch gute Kinder und ich könnte ihr von solchen erzählen. Das mußte sie nun freilich zugeben. Es sei wahr, es seien nicht alle so; aber um so mehr thue es ihr weh, daß sich die ihrigen so benehmen. Nicht weit von ihr wohne eine arme Wittwe, die drei Kinder habe, alle erwachsen. Zwei Mädchen dienen in der 1/2 Stunde entfernten Stadt und der Sohn sei Handlanger in einem Geschäft daselbst. Wie die ihrer Mutter anhänglich seien! Jeden Rappen, den sie verdienen, bringen sie ihr heim und nehmen von ihrem eigenen Lohn nur, was die Mutter ihnen gebe. Kürzlich sei die Frau krank gewesen. Da hätten die drei Geschwister mit einander verabredet, kehrum Nachts bei der Mutter zu wachen. Abends spät, wenn die Mädchen ihre Hausgeschäfte beendigt hatten, hätten sie bei ihren Meisterleuten um Erlaubniß gefragt, seien dann bei allem Wind und Wetter hergekommen und bis Tagesanbruch dageblieben, um nachher wieder in ihre Plätze zurückzukehren. Und diese Kinder seien in der Schule zwar ordentlich, aber ungeschickt gewesen und von den Mitschülern oft ausgelacht worden.

Was weiter geschehen ist, gehört nicht hieher. Die Arme ist in einer Anstalt versorgt worden und bald darauf gestorben. Die Tochter hat wenigstens mit dem Vater der Beerdigung beigewohnt.

Wir könnten hier schließen, denn was die Ueberschrift „Zweierlei Kinder" besagen will, das werden die Leser schon herausgemerkt haben. Ich kann mich aber nicht enthalten, noch ein weiteres Beispiel von Selbsterlebtem, das auch hieher gehört, beizufügen.

Vor etwa zehn Jahren fuhr ich mit einem befreundeten Gemeindebeamten durch ein Seitenthal des Emmenthals. Es war warm und bei einem jener währschaften, alten Wirthshäuser, wie sie im Bernbiet noch zu finden sind, ließen wir das Roß verschnaufen und kehrten auf ein Halbstündchen ein. Eine freundliche, nicht mehr junge Kellnerin brachte uns den Schoppen. Es schien mir, als werde sie von meinem Gefährten mit besonderer Freundlichkeit begrüßt, und auch mir gefiel ihr Wesen.

Als wir wieder aufgesessen waren, fragte er mich: „Habt Ihr das Mädchen angesehen?" Ich bejahte und fügte bei, daß sie eine sehr anständige Person zu sein scheine. Er fuhr weiter: „Sie ist aus unserer Gemeinde. Seit vielen Jahren bezahlt sie mit ihrem Lohn für ihren alten, gebrechlichen Vater das Kostgeld bei rechten Leuten und hat nie einen Rappen Unterstützung von der Gemeinde begehrt. Gelegenheiten, sich zu verheirathen, hat sie zurückgewiesen, um ihrem Vater das Loos zu ersparen, bei einem vielleicht weniger rücksichtsvollen Schwiegersohne das Gnadenbrod essen zu müssen."

Ich bin nachher noch hin und wieder bei jenem Wirthshause eingekehrt; es hatte mir's um der braven Tochter willen ein Bischen angethan.

Ihr aber, liebe junge Leser, denen diese Zeilen zu Gesicht kommen, zu welcher Sorte von Kindern wollt ihr einst gehören? Vielleicht haben eure Eltern eure Unterstützung in Geld nicht nöthig. Aber ihr wißt, daß es noch hundert andere Mittel gibt, ihnen Achtung und Liebe zu beweisen. Laßt es daran niemals fehlen und Gottes Segen wird mit euch sein.

Ein Welschlandbrief.

Mes chers parents!

Comme je l'ai promis, je vous écris aussitôt. Dans la diligence j'ai reçu mal à la tête, mais il est déjà passé. Au moment que je suis arrivé, il était seulement ici la Madame, son homme venait plus tard. J'avais un grand malheur, j'ai perdu la clef de mon coffre et je ne pouvais le surfaire, mais on m'a rendu assistance; il m'est intombé qu'on peut forcer le château. A la table il allait ainsi: La viande est assez mais souvent rien que — Gäder —, mais il ne fait rien, nous recevons des grandes pièces et nous mangeons tout, ce qui vient, parceque nous avons toujours faim. Les vitres sont ainsi, que le sol est très-épais et on croit avoir très beaucoup et on a presque rien. Monsion Trémoulin dit toujours: ne buvez pas trop vite, et quand il le dit il buve même si beaucoup qu'il peut. J'ai partagé les gens-d'armes secs, que j'ai apporté, avec les camarades, mais un d'eux est un veau de lune, il l'a jeté par la fenêtre. Je voulais le cirer, mais il est défendu, on reçoit des soufflets.

Dans les pantalons d'ouvrierjour j'ai un triangle (Schranz) et je dois porter les pantalons de dimanche. Hier il pleuva et neigela parunautre. Avec l'argent je suis un peu sur le chien parceque nous avons fait une promenade et il me fait faux que j'avais seulement quarante centimes chez moi et à la maison rien.

J'ai chaque jour six heures et il me faut apprendre extérieur les poésies d'un livre grossier. Le français est une belle et légère langue et j'aime beaucoup y parler, et ils sont toujours fidèles quand je parle. Une foie ils ont voulu me faire rempli, mais je l'ai remarqué et j'ai dit: Soufflez-moi dans les bottines.

Souvent nous avons Schlempekraut; la première foi il m'a fait ventremal et l'autre jour je n'ai rien mangé pour le midi, seulement un peu pour la nuit. Avant quelques jours il donnait une incendie et nous n'allions pas dans le lit, nous restions sur jusqu'aux matin. Aprésant parceque il est bientôt nouvelan je vous désire beaucoup de bonheur et envoyez mois les bagues de nouvelan mais avec beaucoup de sel. Votre très cher Henri.

P. S. Quand j'ai fait une faute et quand l'oncle le remarque, ça fait rien; Monsieur Trémoulin a dit, que ça viendra déjà encore.

Spruch.

Wer laut spricht von deinem Glück und Segen,
Der mag vielleicht Freundschaft für dich hegen;
Doch sicher ist der dir besser geneigt,
Der dein Unglück kennt und davon schweigt.

Parirt.

Student (zu seiner Klavier spielenden Schwester): „Weißt Du, die Affen haben es doch gut, die können ganz allein vierhändig spielen."

Schwester: „Ja, aber Du kannst mit allen Affen, die Du schon gehabt hast, auch nicht das kleinste Stück spielen."

Berliner Blau.

In dem bekanntlich nicht dünnen Adreßbuche der deutschen Reichshauptstadt hat ein mit Ueberfluß an Zeit bevorzugter Leser folgende Namen aufgefunden und „poetisch" oder wenigstens gereimt zusammengestellt wie folgt: „Holder, Engel, Liebeskind, Gibb, Mir, Manchen, Kuß, Gesch, Wind, Siehe, Schätzel, Bin, Dier, Guth, Kombst, Dahinter, Fasse, Muth, Halte, Fest, Bin, Ewig, Treu, Küssel, Schmeck, Mir, Immer, Neu."

Aus dem landwirthschaftlichen Examen.

Professor: „Herr Kandidat, welche Gemüsepflanze weist den meisten Eiweißgehalt auf?"

Kandidat: „Spinat mit Stierenaugen.